

21)

## Jus und Recht.

Roman von Fred. B. Gardt.

„Nein, wir müssen durchhalten. Das Haus in der Werderstraße muß gerettet werden.“ — Und Dr. Werner setzte ihr auseinander, auf welche Weise er zum Ziele zu kommen hoffte. — „Dann haben Sie Ruhe und ich kann unter diesen Prozeß einen dicken Strich machen.“

„Ich glaube es Ihnen, Herr Doktor, daß Sie dieser Prozeßführung überdrüssig sind.“

„Nein, Frau Binker, so war das nicht gemeint.“ — Seine Stimme klang herzlich und er bemühte sich, den unfreundlichen Eindruck, den diese Worte, die ihm entschlüpfert waren, hervorgerufen hatten, zu verwischen. — „Ich habe herzlich gern für Sie gearbeitet und freue mich aufrichtig, daß es mir gelungen ist, Ihre Lage zu bessern. Aber mit so einem Gauner wie Felix Binker zu tun zu haben, macht mich nervös. Ich bin immer auf irgendetwas Unangenehmes gefaßt. Jeder Brief, den ich von ihm erhalte, erweckt in mir eine Unruhe. Ich weiß nie, was er hinter unserem Rücken treibt. Daß er wieder etwas vor hat, irgendwelche Schiebung oder Gründung, geht deutlich aus diesem lächerlichen Angebot hervor. Und deshalb werde ich froh sein, wenn ich mit der Sache nichts mehr zu tun habe.“

„Ich schulde Ihnen vielen Dank, Dr. Werner,“ sagte Frau Berta Binker, ihre Augen waren ganz glänzend vom vielen Weinen, wie Steine, über die immer und immer wieder das Wasser rinnt. — „Nein, nein, lassen Sie mich das sagen. Ich bin so stumpf geworden, daß ich manchmal nicht mehr das Wort „Danke!“ aussprechen kann. Mir ist bisweilen so bange, dann hoffe ich kaum, daß alles sich zu einem guten Ende neigt.“ — Sie zog die Augenbrauen zusammen, und ihr Mund hatte einen bitteren, harten Ausdruck. — „Sie kennen ihn nicht so, wie ich. Er ist so verschlagen und ganz herzlos.“ — Sie sagte die letzten Worte leise und ihre Schultern zitterten, als ob sie ihn hinter sich stehen fühlte. — „Daß Sie seinen letzten Antrag abgelehnt haben, bennruhigt mich. Sie haben natürlich recht, ich verstehe vollständig, daß Sie es getan haben, aber, aber ich kenne ihn. Wenn man nicht nach seiner Pfeife tanzt, dann kommt er mit der Peitsche. Kluch, variere oder ich zertrete dich! So war es immer und er wird sich nie ändern. Und deshalb bin ich voller Angst.“

Sie erhob sich langsam und unsicher, sie zuckte zusammen. „Die rechte Hüfte schmerzt manchmal ganz unerträglich,“ sagte sie erklärend, „das Zimmer ist feucht und ich muß darin noch waschen für Georgy.“

„Auch das wird bald besser werden.“

Arme Frau, dachte Dr. Werner und er sah vor seinen Augen diese klägliche Dachkammer, freudlos und lichtlos. Dann sagte er laut: „Geben Sie meinem kleinen Freund vom Onkel Doktor einen freundschaftlichen Klapz und — er zog eine Schublade von seinem Schreibtisch auf — ich habe für ihn ein paar Marken gesammelt.“ Er gab Frau Binker zwei Tafeln hin, auf deren Umschlag einige Briefmarken aufgeklebt waren.

„Sind darin auch Marken?“ Frau Binker lächelte und reichte ihm dankend die Hand.

„Ja, Marke Suchard, die kommt aus einem ganz zudrigen Lande.“ Dann geleitete er Frau Berta durch die Bibliothek bis zur Tür auf den Flur.

Wenn Felix Binker auch nichts von sich hören ließ in der nächsten Zeit und unsichtbar blieb, so war er doch nicht untätig gewesen, und die Befürchtungen von Frau Binker waren nur zu begründet gewesen. Am dritten Oktober trafen drei Postzustellungen ein; zwei vom Amtsgericht Dresden und eine vom Amtsgericht Berlin Mitte.

Was ist das? dachte Dr. Werner: Pfändungs- und Ueberweisungsbeschlüsse gegen Frau Berta Binker zu Händen des Bevollmächtigten, des Rechtsanwalts Dr. jur. Frank Werner in Dresden?! Er riß den Umschlag auf und überflog den Inhalt. Sein Zorn entflammte und es flimmerte ihm vor Wut vor den Augen.

„So ein Schweinehund! Das ist der Gipfel der Frech-

heit.“ — Er fauchte die Worte zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor und schlug bei jedem Worte mit der Faust auf den Tisch. — „So ein Hund!“ — Er sprang auf und schleuderte in seinem Jagrimm den schweren Sessel zu Boden, daß er krachte.

Da steckte Meinhold den Kopf durch die halbgeöffnete Türe und sah ängstlich herein.

„Raus, was wollen Sie denn? raus!“ — schrie er ihn an, daß er ganz verstört, schnell und leise die Türe niederflinkte.

Was war geschehen?

Die Urkunden wiesen nach, daß Felix Binker als Generalbevollmächtigter seiner Mutter für diese die letzte Hypothek auf dem Hause in der Werderstraße erworben hatte. Mit diesem Schuldtitel ließ er die Mieten des Grundstückes wegen der rückständigen Zinsen dieser Hypothek pfänden und den Anspruch, der Frau Berta Binker auf Grund des rechtskräftigen Urteils von 10 000 Mk. gegen ihn zustand, seiner Mutter überweisen.

Diesen Tatbestand erzählten die Urkunden in klaren nüchternen Worten und stützten diese durch den Rechtschluß von Paragraph so und so. Welche Fülle von Verschlagenheit und List, Gaunerei und schamlosester Rohheit blieb unausgesprochen auf diesem blauen Bogen, die den Stempel der Behörden trugen!

Dr. Werner hörte den Hohn aus diesen Worten heraus, fühlte die bodenlose Schurkerei, die jedem einzelnen Buchstaben nachkroch und ihn verhöhnte.

Schon die Entstehungsgeschichte der Hypothek war eine Schurkerei. Sie stammte aus der Zeit, da Felix Binker eine Schwindelgesellschaft in Dresden gegründet hatte. Die Gesellschaft schuldet einer Installationsfirma 23 000 Mark. Da diese Firma einem später notwendig gewordenen Akord mit den Gläubigern dieser Gesellschaft nicht zustimmen wollte, übertrug er diese Schuld auf seine Frau als deren Generalbevollmächtigter, übernahm selbstschuldnerische Bürgschaft und willigte in die Eintragung dieser Summe als letzte Hypothek auf dem Grundstück in der Werderstraße, das seiner Frau gehörte. Zinsen waren nicht gezahlt worden und die Firma hatte es aufgegeben, ihre Rechte aus Schuldtitel und Hypothek geltend zu machen, da sie weder von der Frau noch von dem Manne etwas erhalten konnte und sie nicht gewillt war, bei einer eventuellen Subhastation die vorausgehenden Hypotheken auszuführen. Sie hatte die Forderung längst in den Rauchfang geschrieben und zeigte sich für einen Vergleich mit Frau Binker entgegenkommend.

Und wer war der uneigennütige Käufer, der aus reiner Gutmütigkeit 3000 Mk. für einen wertlosen Rechtstitel hergab? Die alte Frau Binker-Crichton. Die Frau, die keinen roten Heller besaß, die notdürftig von ihrem Sohne unterhalten wurde.

Und hatte denn der Schuldtitel für sie irgendeinen realen Wert? Nein, denn selbst die gepfändeten Mieten kamen dem Kaufpreise nicht gleich. Aber für einen anderen hatte der Besitz des Rechtstitels einen bedeutenden Wert und wurde in seiner Hand zu einer furchtbaren Angriffs- und Verteidigungswaffe — für Felix Binker. Er konnte durch die Pfändung der Mieten den Ausgleich seiner Frau mit ihren Gläubigern hindern, das Grundstück durch Kündigung der Hypothek zur Versteigerung treiben und seiner Gesellschaft in die Hände spielen. Und zudem bereitete er jede Zwangsvollstreckung gegen sich, wenigstens bis zur nominellen Höhe des Schuldtitels, bis zu 23 000 Mark. Mit einem Schlage machte er die Arbeit von Monaten zunichte, entwand seiner Frau das letzte Wertobjekt und ruinierte sie vollständig. Und um diese Schamlosigkeit durchzuführen zu können, schob er seine Mutter vor.

Dr. Werner sah im Geiste sein höhnisches Gesicht und hörte seine heuchlerischen Worte: „Ja, was wollen Sie? Ich kann meiner Mutter doch nicht verwehren, ihre Gelder anzulegen, wie sie will.“ Nein, mein Freund — rief Dr. Werner laut aus, wie er diesen Gedanken durchdachte — dieser Coup kostet dir den Hals. Es ist doch unerhört! Wegen Schulden, die er kontrahiert, auf seine Frau abgeschoben hat, für die er selbst Bürgschaft übernommen hat, pfändet er jetzt

Seine Frau — „Meinhold! Meinhold!“ Er vergaß zu klingeln und rief ungeduldig nochmals „Meinhold!“

„Herr Rechtsanwalt?“

„Kommen Sie sofort, ich will Ihnen die Anzeige gegen Felix Blinker diktieren.“

„Gleich, Herr Rechtsanwalt,“ und das Gesicht von Meinhold strahlte.

„Galt! Scheiden Sie jemand zu Frau Blinker. Ich lasse in einer dringenden Angelegenheit um ihren Besuch noch heute bitten. Und geben Sie in der Kanzlei den Bescheid, daß ich unter keinen Umständen zu sprechen bin, auch nicht telephonisch.“

„Sehr wohl, Herr Rechtsanwalt.“

„Und alle Aktenstücke in Sachen Blinkers, auch die Beilagen, nichts vergessen!“

„Sehr wohl.“ Meinhold schmunzelte, als ob die Besorgnis seines Chefs sehr überflüssig sei. Nein, er würde in der Sache nichts vergessen!

Dr. Werner ging im Zimmer mit gleichmäßigen Schritten auf und ab und diktirte, fast ohne innezuhalten, die ganze Anzeige: der Erwerb dieser Hypothek in Generalvollmacht der Mutter und die Ausnutzung gegen seine Frau enthielt das Delikt der strafbaren Untreue, da er noch die Generalvollmacht für seine Frau ausübte und das Interesse beider Personen kollidierte. Manchmal trat er an den Schreibtisch und blätterte in den Akten, um ein Datum oder einen Namen genau anzugeben; dann sah Meinhold von dem Bogen auf, den er mit feinen dünnen verschnörkelten stenographischen Zeichen füllte, und sah ihn an, als ob er sagen wollte, vergessen sie ja nichts. Er war sehr bei der Sache. (Fortf. folgt.)

## Die Geheimnisse der „Maulwurfsstadt“.

Von Robert Fleurmout (Paris).

„Paris ist eine richtige Maulwurfsstadt“ meinte der Seinepräfekt Delanney in der Sitzung der amtlichen Untersuchungskommission, die gegenwärtig die Ursachen der schweren Einsturz-Katastrophe nachspürt, von der eines der schönsten Viertel der Hauptstadt kürzlich betroffen worden ist. Das Wort hat seine Berechtigung, und nicht erst seit gestern; schrieb doch schon Victor Hugo über die eigenartige Bauanlage der Stadt: „Der Unterboden von Paris würde, wenn das Auge die Erdoberfläche durchdringen könnte, den Anblick eines kolossalen Korallengebildes darbieten. Ein Schwamm hat kaum mehr Löcher und Gänge, als diese Scholle von sechs Meilen im Umkreis, auf der die große Stadt ruht.“

Wie ist dieses unterirdische Paris mit seinen Tausenden von Stollen, Gängen, Katakomben und verlassenen Gewölben entstanden? Wir müssen mehrere Jahrhunderte in der Geschichte der Metropole zurückgehen, um die Zeit festzustellen, wo dieser merkwürdige Bildungsprozeß begann. Noch zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts waren ungeheure Steinbrüche mitten in der Stadt in Ausbeutung begriffen. Als sie bei dem Weiterwachsen des Weichbildes hinderlich wurden, schüttete man sie ohne viel Sorgfalt zu, so daß weite Gewölbe und Galerien unter den alsbald entstehenden neuen Stadtvierteln übrigblieben. Diese Hohlräume waren so umfangreich, daß Ende des achtzehnten Jahrhunderts ganze Vanden von Dieben und Einbrechern hier ihre Schlupfwinkel finden und die zusammengeraubte Beute bequem verstecken konnten. Damals begannen die Schleier des Geheimnisses diese unterirdische Welt zu umhüllen, und die Phantasie des Volkes hat bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört, von den verborgenen Schreznissen des „zweiten“, des „dunklen“ Paris zu fabeln. Mancherlei Ereignisse trugen dazu bei, die geheime Furcht vor dem Labyrinth des Bodens in offenen Schrecken zu verwandeln. Während der Revolution verschwanden mehr als einmal Personen in diesen veritablen Grabkammern und wurden nie wieder gesehen. Als schließlich eine Anzahl Häuser einstürzte, deren Fundamente auf den allzu schwachen Decken der unterirdischen Galerien ruhten, ordnete die Regierung eine systematische Untersuchung derselben an, deren Resultat erst nach zwanzigjähriger Arbeit bekanntgemacht werden konnte. Alsdann stellte sich zur allgemeinen Ueberraschung heraus, daß mehr als ein Drittel von ganz Paris (genau 37 Proz. des Weichbildes) von diesen ehemaligen Steinbrüchen „unterteilt“ war. Nicht weniger als 2000 Hektar nahmen die Katakomben ein, und die Länge der Stollen betrug zirka 270 Kilometer.

Seit der Zeit jener Untersuchung, die unter dem ersten Kaiserreich angestellt wurde, besitzt man einen richtigen Stadtplan des unterirdischen Paris. Vergleicht man ihn mit der Karte der oberirdischen Bebauung, so sieht man, daß die Katakomben sich auf dem rechten wie auf dem linken Seineufer, jedoch hauptsächlich auf dem letzteren ausdehnen und etwa von der Avenue Kléber (Großer Triumphbogen) und dem Trocadero (Eiffelturm) bis zu dem weit entfernten Place de l'Italie und Jardin des Plantes (Zoologischer Garten) erstrecken. Die Tiefe der Höhlenräume wechselt von 12 bis

20 Meter unter der Erdoberfläche, welsch' letztere Distanz unter den Straßen sie z. B. in der Gegend des Quartier latin aufweisen. Jedoch sind auch noch im vergangenen Jahrhundert Fälle vorgekommen, wo Häuser bis zu 28 Meter tief in diese Steinbruchgewölbe hinabgesunken sind. Gegenwärtig besteht ein besonderer Sicherheitsdienst, der von einem Tiefbauingenieur befehligt und von 60 Arbeitern ständig ausgeübt wird. Die Kontrolle erleichtert man durch Benutzung einer eigenartigen Karte, auf der genau verzeichnet ist, wie die unterirdischen Gewölbe unter den Straßen und Häuserblocks verlaufen, sodas man, falls irgendwo eine Senkung des Terrains eintritt, ohne weiteres den Ort feststellen kann, wo in den Galerien Stützarbeiten ausgeführt werden müssen. Derartige Fundamentierungen sind übrigens selten notwendig geworden, am häufigsten noch im bergansteigenden Montmartre-Viertel, wo der Boden mergelig ist und, größtenteils im 18. Jahrhundert, die Gewölbe eingeführt sind und keine wirksame Ueberwachung mehr ermöglichen.

Fragt man nach der Benutzung des unterirdischen Labyrinths, so sieht man, daß die Pariser der modernen Zeit von ihm in mehr als einer Hinsicht geschickt zu profitieren wußten. Den merkwürdigsten und ein wenig unheimlichen Gebrauch machten sie von einem allerdings nur kleinen Teile der auf dem linken Seineufer verlaufenden Galerien, die sich als regelrechte Katakomben präsentieren. Auf dem Place Denfert-Rochereau führt eine Treppe von 90 Stufen in die Tiefe; sie mündet in eine prächtige Galerie von zirka 20 Meter Höhe, die sich in weite Gewölbe unter der Avenue d'Orléans fortsetzt. Nach zahlreichen Kreuz- und Querwegen gelangt man zu der unteren Etage der Gewölbe, die im Jahre 1777 von dem ehemaligen Soldaten Décare durch Zufall entdeckt wurde. Bei einem späteren Versuche, in die geheimnisvollen Griffe einzudringen, fand übrigens der unerfahrene Militär seinen Tod, indem er von herabfallendem Gestein erschlagen wurde. Vor diesen, besonders durch nachdringendes Regenwasser gelockerten Gesteinsbrocken haben auch noch gegenwärtig die in den Gewölben beschäftigten Arbeiter einen heillosen Respekt.

Am Eingange der genannten unteren Etage öffnet sich plötzlich eine Art Vorraum, der mit der bezeichnenden Aufschrift versehen ist: „Galt' an, hier ist das Reich des Todes!“ Lassen wir uns indessen nicht abschrecken, in die nun folgende, vom Schein der Fackeln phantastisch erlebte Galerie einzutreten, die auf eine Länge von zirka 900 Metern über und über mit Totenschädeln und Gebeinsknochen sozusagen tapeziert ist. Der diabolische Humor der Arbeiter, die diese eigenartige Grabkammer eines Tages zurichteten, hat aus den unheimlichen Menschenresten dekorative Figuren, wie Rosen, Girlanden, Kreuze usw. geschaffen, die derjenige, der sie gesehen, nicht so leicht wieder vergessen wird. Mitten in der Region der Katakomben befindet sich ein Wasserbassin, wo die Abflüsse der verschiedenen Stollen zusammenströmen und das vom Volke die Vethequelle genannt wurde; gegenwärtig heißt es Samariterbrunnen. Ein paar uralt Goldfische, die als Sebenswürdigkeiten dieser grabstillen Welt gelten, leben hier ruhig im dunklen und werden, trotzdem sie nie einen Strahl des Sonnenlichts zu sehen bekommen, immer fetter und majestätischer. In der Wasserrinne, die den tiefer gelegenen Teil der Katakomben durchströmt, lebt eine Art von kleinen blinden Strehben, die man in den oberirdischen Gewässern Frankreichs nicht vorfindet.

Wenden wir uns aus der „Stadt der Toten“ zu der weit größeren und gleichfalls unterirdischen Stadt der Lebendigen, in der tagaus, tagein ein Heer von über 1200 Arbeitern ihrem eigenartigen Verufe als „égoutier“ (Kanalarbeiter) nachgehen. Es gibt kaum eine zweite Metropole der Welt, die ein so vollkommen eingerichtetes Abwasserfließsystem aufwies wie Paris. Lange waren diese Kloakenkanäle ein unregelmäßiges Gewirr, das ohne vernünftigen Plan nur für die Bedürfnisse des Augenblicks weiterkonstruiert wurde und schwere Mängel aufwies. Vom Jahre 1867 an wurde aber gründlich Ordnung geschaffen, und heute können die „égouts“ (Kanäle), die nicht weniger als 1184 Kilometer (!) Gesamtlänge erreichen, als vollkommenes Modell derartiger Einrichtungen gelten. Plätze, Straßen, Gassen existieren hier, Flüsse und Bäche durchströmen den weiten Raum, genau wie auf der Erdoberfläche, und man kann hier im „Bauche von Paris“ stundenlange Wanderungen zu Fuß und Fahrten im Boot unternehmen, als wäre man in der freien Luft. Die vorhandenen Galerien der alten Steinbrüche haben natürlich die Anlage eines so geradezu pompös ausgestatteten Abwasserfließsystems sehr erleichtert. Die Hauptadern desselben, veritable rauhende Flußläufe, werden „collecteurs“ (Sammeler) genannt und tragen ihre schwärzlichen Fluten direkt aus dem Weichbilde der Stadt hinaus in die Ebenen von Gennevilliers und Achères, wo riesige Märfelder die Kloakenwasser für den Ackerbau nutzbar machen. Die unzähligen Nebenzweige der Kanäle — von denen jede Straße in Paris einen speziellen besitzt — sind in fünfzehn Kategorien eingeteilt, die von 3,70 Meter bis 1,40 Meter Durchmesser haben, während die oben genannten Hauptadern stets zu einer lichten Weite von 4 bis 6 Meter Durchmesser ausgebaut sind.

Nicht wenige der Kloakenkanäle, die nebenbei bemerkt, von einer erstaunlichen Reinlichkeit sind, werden von den Arbeitern mit pittoresken Namen belegt, während sie sonst nur Nummern und Zeichen tragen. So sprechen sie, im unverfälschten Dialekt des „égoutier“ natürlich, vom „Sendarmenhut“, vom „Sonnenstrahlensammeler“, vom „Wasser der heiligen Genevève“ (Schutzpatronin der Stadt) und noch romantischer vom „Bächlein der schönen Made-

leine". Ob an letzterem zu Ehren der noch immer modernen Sänderin auch Weissen und parfümierte Rosen spritzen, beraten uns die Moalenarbeiter leider nicht; jedenfalls aber blühen diese Blumen in ihren romantischen Gefängen, deren raue Worte nicht selten an den Wölbungen dieser seltsamen unterirdischen Stadt widerhallen. Denn das muß schon der Wahrheit gemäß berichtet werden: der „égoutier“ ist trotz seiner dunklen und mitunter sehr schmutzigen Arbeit ein lustiger Gesell, der sich seinen freien Sinn auch im Wache der über seinem Kopfe domernden Riesenstadt nicht verbüßern läßt.

Zu den „Geheimnissen“ der modernen Maulwurfsstadt gehören sodann — und ihnen sei ein kurzes Schlusswort gewidmet — die tausende und abertausende Kilometer Wasserleitung, Gasröhren und elektrische Kabel, die sich in größerer oder geringerer Tiefe unter dem Straßenniveau einen mitunter sehr komplizierten und unregelmäßigen Weg suchen, sowie schließlich noch die größtenteils unterirdisch geführten Linien der „Metro“ und der neuen „Nord-Süd“. Diese Metropolitbahn, die täglich zirka 1 Million Menschen befördert und dem Pariser als Verkehrsgelegenheit seit langen Jahren unentbehrlich geworden ist, bedeutet nicht bloß ein „Geheimnis“ der unterirdischen Stadt, sondern ein veritables, Tag und Nacht im Lichte von hunderttausend elektrischer Kerzen strahlendes Wundergenial zupackender Ingenieurkunst.

### Im Tunnel.

[Schluß.] Von Fritz Müller.

Und der Berg begrüßte seine Gäste. Aus den Zügen stiegen sie in Gruppen. Blaubernd, lachend folgten sie der Führung eines Ingenieurs. Einen schmalen Gang ging es jetzt entlang, und jetzt —

Weit auf tat sich ein hoher Saal, von Flammengarben überschüttet. In Gewinden hingen Blumen von den Wänden und der Decke. Von gedeckten Tischen glühete es. Dienstbereite Kellner standen da. Musik rauschte auf und ein Gesang erkollt:

Der ist der Herr der Erde,  
Der ihre Tiefen mißt . . .

Betroffen schauten erst die Gäste. Wo waren sie doch gleich? In der Hauptstadt, im Savoy-Hotel, im großen Saale? Nein, unter einem Riesenberge. Zweitausend Meter hohe Felsgesteine wucherten über ihren Häupten. Wie in den Märchen war es, welche sie als Büben lasen.

Ach, über jene Jugendmärchen hatte sich der Berg realer Lebenserfordernisse getümmelt. Da aber kam die Technik, rief des Alltagsberges Planken auf und legte neue Märchen bloß von einer Pracht und Kühnheit . . .

Das Staunen hatte sich gelegt. Die Mäde glitten von der wuchtigen Decke an die fröhliche Tafel. Verklingen war das Berglied von dem Herrn der Erde. Die Sänger, ein Chor von Knaben, tauchten aus einer Felsengalerie auf, verneigten sich, verschwanden wieder. Eine weihin schallende Stimme rief zum Feite.

Man setzte sich, man aß, man trank. Man hob die Gläser nach der ersten Rede: Ein Hoch dem Landesfürsten gegen Norden. Die zweite Rede stieg: Der Landesherr im Süden, hoch! Dann kam ein Hymnus auf den Mut der Unternehmer. Ein Toast auf die Hochfinanz ging durch die Halle. Und alle Reden lösten einen brausenden Widerhall im Berge. Jetzt sang einer das hohe Lied auf die Ingenieure. Jubelnd war seinem Trinkspruch Bescheid getan. Der Direktor überreichte dem Oberingenieur eine hohe Auszeichnung des Königs. Der Ingenieur erhob sich, wollte danken —

Da stand neben ihm ein anderer auf, ein Mann in einem schlichten Rock. Derselbe, dessen Augen vorhin durch den Berg geschaut. Der Dichter.

Was will der Mensch? flüsterte der Sekretär, die vorgeesehenen Toaste sind gesprochen — gleich werden unsere Züge zu der Abfahrt pfeifen, zu der Weiterfahrt durch des Tunnels zweiten Teil. — „Wacht — Stille — wacht — eine Rede!“ ging es durchs Gewölbe.

„Auch ich bin beauftragt,“ ging des Dichters helle Stimme durch den Raum, „auch ich bin beauftragt, einen Toast auszubringen.“

„Wer hat Sie beauftragt?“ stieg die schrille Stimme des Sekretärs zu dem Redner hinauf.

„Mein Gewissen,“ sagte der Dichter schlicht und ernst.

„Der Mann ist nicht bei Ver —“ — „Wacht — wacht — sprechen lassen — sprechen lassen!“

„Mich hat ein blinder Zufall in diese illustre Gesellschaft gewürfelt, und wenn Sie's an den gestempelten Eintrittskarten abmessen wollen, hätte ich kein Recht, an diesem Platz zu stehen. In- des gibt es keinen Zufall. Das Leben ist ein Teppich, in welchem keine Nase aufs Geratewohl geknüpft ist, wenn es auch so scheint. Mich hat irgendeine Hand in dieses technische Gewebe geknüpft, das ihr dem Berg in den Leib gesponnen hat. Also müßt ihr mich schon dulden und ein wenig hören, was ich sagen will.“

„Nicht übel,“ sagten ein paar Stimmen. — „Re-gi-ti-ma-“

ti-on vor-trei-sen!“ rief der Sekretär dazwischen. — „Wacht — nicht unterbrechen — wacht!“

„Wald ist mein Sprüchlein aufgesetzt. Es hat zwei Teile. Der eine gilt den Mitarbeitern dieses Riesenwerkes, die hier versammelt sind. Ich möchte Ihnen sagen, meine Herren, daß ich Sie bewundere und Ihnen dankbar bin. Ich, ein Mann der Feder, darf es neidlos sagen, wenn die Männer der Maschine mit den Männern der Finanz im Wunde etwas Tüchtiges vollbringen. Dies hier ist mehr als tüchtig, dieses Werk ist groß. Dieses Werk ist mehr als groß, es ist lebendig. Dieses Werk ist mehr als lebendig, es ist ein Weg für die Lebendigen ins verlorene Reich der Menschheitsmärchenträume. Unsere alten Märchen sind gestorben, keine blauen Blumen blühen mehr im Reich der Romantik. Ueber Märchen und Romantik sind der Technik Eisenwalzen erbarmungslos zerdrückend darüberhingegangen. „Die Welt ist so leer!“ so haben wir gerufen, „eure Maschinen haben das Sehnsuchtsberg geworbt!“ Aber da sahen wir, wie unterm Donnergehe der Maschinen neue Blumen blühten, wie hinter euren feinsten Instrumenten alte Märchenaugen lugten. Wer Riesentürme in die Luft baut, der muß den alten Märchenwolken droben gut sein — wer mit gigantischen Kanälen Meere bindet, Kontinente trennt — wer Eisen-schlangen durch das Herz der Berge leitet — wer mit feinsten Apparaten in die geheimnisvolle Welt der Moleküle taucht und der Atome — der muß ein brennend Sehnsuchtsberg sein eigen nennen. Und wenn ihr's auch verbergt, ihr Ingenieure, hinter Hebeln, Dampf und Rädern, und wenn ihr Leute der Finanz auch Dividenden vorschützt, um nicht zu bekennen, daß ihr mit märchenhaften Reuewalten einen Pakt geschlossen habt — wir Leute von der Feder sind nun dennoch hinter euer Geheimnis gekommen. Ihr seid verkappte Diener einer neuen Erdromantik. Leugnet nicht, ihr seid erkannt!“

„Das ist die beste Rede, die heute gehalten wurde,“ flüsterte der Direktor dem Sekretär zu, „sien Sie zufrieden, daß der Mann gekommen ist.“

„Abwarten!“ gab der Sekretär zurück.

Sinnend sahen die Ingenieure vor sich: ob der Mann da drüben recht hatte? Ob sie bis heute unbewußt im Dienste einer neuen Märchenmacht gestanden? Einer Märchenmacht, die alle alten Wunder weitaus in den Schatten stellte?

„Dies ist es, was ich gegenüber den erschienenen Schöpfern dieses Wunderwerkes auf dem Herzen habe. Es ist nicht alles. Mein Sprüchlein hat noch einen zweiten Teil. Der wendet sich an jene Schöpfer dieses Werkes, die heute nicht erschienen sind. Jene, auf deren Schultern wir hier alle stehen. Auf deren Schultern dieses Werkes größte Last liegt, auf deren Haden und Schaufen dieses Werk ans Licht kam.“

„Aha, ein Sozialist!“

„Nein, ich bin kein Sozialist. Wie könnte einer, der es ernst mit seiner Poesie meint, auf ein Parteiprogramm verschwören werden? Nein, was ich noch zu sagen habe, ist mehr als parteipolitisch, es ist menschlich. Menschlich ist es, wenn ich frage: Wo sind die Leute von der Hade bei dem Fest ihrer Arbeit?“

„Der Mann hat recht — weiß Gott, hat recht — ich wollte nur, ich hätte damals doch darauf bestanden,“ murmelte der Oberingenieur.

„Ich weiß wohl, daß nicht alle hätten kommen können — ich weiß wohl, daß viele abgewandert sind — weiß wohl, daß eine Truppe dieser Leute vom Gebirg umarmt wurde, drüben im zugemauerten Tunnel, daß ihnen der Atem auf immer berging, daß sie selbst ein Stück des aufgeschürften Berges wurden, Stein vom Stein — das alles weiß ich — aber auch leere Gedede sehe ich dort unten an den Tischen — mich dünkt, da hätten gut ein ausgewähltes Viertelhundert eurer Kameraden — ja wohl, Kameraden — Platz gehabt, wenn's galt, ein Werk zu feiern, das ihr alle —“

„Hü — hüüü!“ kam ein langes Pfeifen aus der Felsengalerie. „Gott sei Dank,“ murmelte der Sekretär, „die Züge pfeifen zu der Wsahrt — der gute Mann wird schliefen müssen.“

„Ein Werk zu feiern,“ fuhr der Dichter weiter, „das ihr doch gemeinsam geschaffen habt, das euch —“

„Hüü — hüüü — hüüüü . . .!“ kam es stärker aus den Felsen. Der Sekretär sprang auf. „Die Versammlung muß geschlossen werden!“ rief er, „die Züge fahren ab!“

„Nein,“ rief der Ingenieur, „das Pfeifen kommt aus einer anderen Richtung. Das sind unsere Züge nicht, das ist — das ist der Berg!“

„Hüüüüü!“ pfiß es noch ein letztes Mal in einem langgezogenen feierlichen Klang. Auf tat sich in der Felsengalerie ein Spalt, wie sich Kullissen auseinanderziehen im Theater. Und heraus kam ein Zug, ein Zug von fünfundsanzig sonderbaren Gestalten.

Schiff hing ihnen im Bart und Geröll war ihnen mit dem Haar verwachsen. Versteinertes Arbeitsgewand lag ihnen auf dem Körper auf. Verrostete Schaufen trugen sie und abgebrochene Haden. So kamen sie heran mit harten Schritten. So kamen sie heran mit Augen, die die Festversammlung nicht zu sehen schienen, die ins Leere starrten.

Auf die leeren Gedede schritten sie zu und nahmen Platz, einer nach dem andern. Und ihr Werkzeug stellten sie in einem Kask auf den Boden, daß es klang, als würde ein Tunnel gebohrt.

Und einer von den schweren Gefellen erhob sich steif. Seine Augen gingen im schweigenden Saal herum. Wie ein Schleier fällt, verjähwand mit einem Male der leere Blick. Lebendig wurden diese alten Bergmannsaugen. Lebendig wurden diese alten Hände wieder. Den verrosteten Ridel stießen diese alten Arme dreimal auf den Boden, daß es dröhnte. Das hieß: Die Reihe ist an mir zu reden.

Das Schiff im Bart fing zu zittern an — das Geröll im Haar klirre — ein versteinertes Mund tat sich auf — zwei dunkle Augen sahen auf den Dichter hinüber, der noch immer wortlos da stand: „Du hast uns gerufen, Dichter,“ kam es aus dem versteinerten Mund, und es klang, als fielen Steine in einen tiefen Brunnen, „Du hast uns gerufen, Dichter — was sollen wir?“

Das Arbeitszeug der andern Vierundzwanzig stampfte auf dem Boden. „Was sollen wir?“ erklang im Chor.

„Gute Arbeitsgenossen bitten euch an diesem Festtag, daß ihr auch toastet,“ sagte der Dichter, und seine Brust atmete tief.

Da griff der Sprecher von den Fünfundzwanzig nach dem gefüllten Weinglas vor seinem Platz. Und alle seine Kameraden taten's auch. Wie aber ihre Hände die Keltche berührten, klang's wie Stein auf Glas.

Alle sahen unverwandt hinüber nach den Fünfundzwanzig, nach dem Sprecher von den Fünfundzwanzig. „Worauf wird er toasten?“ dachten alle, „alles war schon an der Reihe — die Landesfürsten, die Finanzmacht, der Mut der Unternehmern und der Ingenieure, auch der Haden und der Schaufeln hat der Dichter schon gedacht.“

Da waren die fünfundzwanzig Keltche in den versteinerten Händen in die Höhe gegangen, da hatte das Schiff in den fünfundzwanzig Werten geflirt, da hatte einer von den Fünfundzwanzig mit einer Felsenstimme in den Saal gedöhnt: „Wir trinken auf das Werk!“

Und bei diesem Wort stand das Werk, dem sie ja alle dienten, wie ein Ries auf und stellte sich gewaltig vor ihrer aller Seele. So daß ein Jubeln war, ein Singen und ein Gläserklirren: „Das Werk! . . . das Werk! . . . das Werk! . . .“ Wie ein heiliger Arbeitergesang brauste es durch den Saal. Alle waren aufgesprungen, alle. Und sie wußten nichts weiter zu sagen, als nur dieses eine Wort: „Das Werk! Das Werk! Das Werk!“

Aber ein gewaltiger Abhthmus kam hinein. In dem schwingen jetzt auch des Gewölbes Wände mit. Und die Jüge drauzen im Tunnel schwingen mit. Und der ganze Tunnel schwang mit.

Jetzt hob der Dichter seine Hände. Da schwang der ganze Berg mit und sein altes Herz . . .

15. Jahrhunderts war es von Stufe zu Stufe gesunken. Der Instern wollte auch noch, daß auf den Herzog Eberhard im Bart ein unfähiger und verschwendungsüchtiger Regent folgte, daß der zweite Nachfolger, Ulrich, der schlecht erzogene Sohn eines später irrfinnigen Grafen und selber nicht normalen Gemütes, schon mit 16 Jahren zur Regierung kam und nun seiner Kränklichkeit die Fügung voll schieben lassen konnte. Er prägte, als ob das kleine Herzogtum nicht in einem Meer von Schulden versänke, sondern ein reiches Goldland wäre. Der höfische Aufwand wuchs ins Abenteuerliche. Da reichten die gewöhnlichen Einkünfte nicht mehr aus, und doch konnte das durch Seuchen und Teuerung heimgefuhrte Volk kaum neue Lasten tragen.

Man versuchte es zunächst mit einer direkten Steuer: vom Gulden Vermögen sollten die Untertanen zwölf Jahre lang einen Pfennig bezahlen. Aber die allgemeine Unzufriedenheit verhinderte die Ausführung. Jetzt griff man zu bedenklieheren Mitteln. Ein Ungeld auf Fleisch, Wein und Früchte sollte in der Weise erhoben werden, daß an Stelle des üblichen Gewichts ein verringertes Pfund träte, dessen Minderbetrag der herzoglichen Kasse zugute käme. Die Volksvertretung, die „Landschaft“, dabei zu fragen, fiel Ulrich nicht ein, ebensowenig kümmerte er sich um die drohende Erregung seines Volkes. Ramentlich die Abänderung des Gewichts erbitterte allgemein. Im Remstal warfen die Bauern die neuen Gewichte ins Wasser mit den Worten: „Haben die Bauern recht, so fall zu Boden, hat der Herzog recht, schwimm oben.“ Und bald kam es zum Aufstand. Armer Kung oder Konrad nannten sich die Unzufriedenen im Gegensatz zu den herrschenden reichen Kungen. Sie verlangten die Abschaffung drückender Fronen, Freigebung der Jagd und des Holzes — Forderungen, die ein Jahrzehnt später auch im großen Bauernkrieg eine Rolle spielten. Jetzt, da die Bauern mit Speiß und Schwert auszogen, berief der Herzog endlich einen Landtag, zunächst nach Stuttgart, dann nach Tübingen, während die Abordnungen der Bauern hingehalten wurden.

Der verschwenderische Herzog sah ein, daß nun nicht mehr zu spaßen war. Auf seine Bitte erschien eine kaiserliche Gesandtschaft, um dem Landtag beizuwohnen, und mit ihrer Unterstützung kam endlich am 8. Juli 1514 der Tübinger Vertrag zwischen Herzog und Volk zustande; am 10. Juli mußte ihn der Herzog bestätigen. Er hatte den Landständen und damit dem Volk zu versprechen, ein paar Duzend Mißstände abzustellen, Räuber zu bestrafen, tagliche Beamte anzustellen, den Amtsleuten jedes Privatgewerbe zu verbieten, bei den Aemtern Ordnung zu schaffen, dem Lebermut des Hofgesindes zu steuern, den Wildschaden einzuschränken, die Münze zu regeln, die Auswanderung zu gestatten, kein Land zu verpfänden, peinlich Angeklagte nicht ohne rechtliches Urteil zu bestrafen usw. Ueber die Kriegführung wurden ebenfalls Bestimmungen getroffen, die dem Fürstenwillen Schranken zogen. Der Landtag aber übernahm je 2000 Gulden an den laufenden Ausgaben des Herzogs fünf Jahre lang und bewilligte zur Deckung alter Schulden 800 000 Gulden.

Dieser Vertrag ist der „große Verfassungsvertrag“, die Magna Charta Württembergs auf Jahrhunderte hinein geblieben. Aber die Bauernschaft, die damals noch keine Vertretung im Landtag hatte, glaubte nicht, daß der Herzog Wort halte, auch war sie mit den Zugeständnissen nicht zufrieden. So dauerten die Unruhen fort. Ulrich zwang sie durch Wassergewalt und Hinrichtungen äußerlich nieder, aber da er die Bestimmungen des Vertrages nicht erfüllte, konnte von wirklicher Beruhigung keine Rede sein. Die Abfegung und Verbannung des gewalttätigen Mannes (von 1519—24) und der Bauernkrieg von 1525 zeigen, welche Stimmung herrschte.

### Aus dem Tierreiche.

Wozu dienen die Flügeldecken der Käfer? Man hat bisher angenommen, beim Fluge der Käfer dienen die harten Flügeldecken als Tragflächen, während die weichen Flügel die Stelle eines Motors vertreten. Das scheint jedoch nach den Untersuchungen von Stellweg falsch zu sein, wie aus dem Verichte der „Naturwissenschaften“ über seine anatomische Studie über den Flugapparat der Matthornkäfer hervorgeht. Stellweg hat eine Reihe von Beobachtungen und Untersuchungen hauptsächlich an Mattkäfer angestellt. Schon die durch photographische Aufnahme gesicherte Beobachtung, daß die Käfer beim Aufzuge von einer horizontalen Fläche die Flugrichtung vertikal aufwärts oder sogar schräg nach rückwärts bevorzugen, schließt für das Aufsteigen eine tragende Funktion der Flügeldecken aus. Weitergehende, stets symmetrisch ausgeführte Verstämmelungen der Elytren (Flügeldecken) machen die Käfer nicht unfähig zum Fliegen, ja nach ihrer völligen Entfernung würde normaler Flug beobachtet, doch sind solche Tiere nur noch instand langsam zu fliegen, wobei der Körper mit seiner Längsachse fast senkrecht steht. Normale Käfer können außer dieser Fluggestaltung noch eine andere einnehmen, bei der die Fluggeschwindigkeit wesentlich größer ist und die Längsachse des Körpers horizontal steht. Da nach Entfernung der Elytren die Fähigkeit verloren geht, die horizontale Körperhaltung einzunehmen, so vermutet Stellweg, daß der Luftwiderstand der Flügeldecken bei raschem Fluge die Drehung des Körpers in die horizontale Lage bewirkt, wodurch der Gesamtwiderstand verringert wird. Er faßt die Elytren als Stabilisierungsflächen auf. Ein Versuch erläutert die Theorie: wenn man einen in der Flugstellung präparierten Käfer eine Nadel durch die Flügelwurzel quer durch den Körper stößt, so hängt er an dieser Nadel zunächst vertikal. Erzeugt man nun einen Luftstrom von zunehmender Stärke, so dreht er sich in die horizontale Lage.

## Kleines Feuilleton.

### Literarisches.

Illustrierte Erzählungen. Der Verlag S. Fischer, Berlin, gibt eine neue Sammlung kleiner illustrierter Bändchen heraus, die sehr hübsch zu werden verspricht. Bisher erschienen drei Novellen: Thomas Manns „Tonio Kröger“, eine seiner besten Arbeiten; die Geschichte vom verirrten Bürger, dem edel Mannischen Künstlertyp; Kehlerlings entzückende Novelle in Weiß; „Harmonie“ und eine derb holzschnittmäßige Erzählung aus einem kleinstädtischen Armenhaus, das ein paar gezeichnete Originale köstlich beleben: „In der alten Sonne“ von Herm. Hesse. Von den Illustratoren scheint mir Wlth. Schulz am glücklichsten in der zeichnerischen Uebersetzung des novellistischen Stoffes gewesen zu sein. Seine Bilder treffen die Wesense Erzählungsart in der Auffassung und Stimmung auszeichnet. Walser und Kehlerling harmonisieren nicht ganz zusammen. Kehlerlings Linienführung ist aristokratischer, kultivierter als der lyrische Walser zu sein vermag. Thomas Manns Novelle hat ein Anfänger Erich M. Simon illustriert, der von Christophe und mehr noch von Breetorius abhängig ist. Immerhin sind die Bändchen erfreulich und mit 1,50 M. pro Buch nicht zu teuer. Hoffentlich entschließt sich der Verlag, auch Sachen von anderen als seinen eigenen Autoren zu bringen. Es gibt genug entzückende Novellen, denen man gerne in solch einer hübschen Sammlung begegnen möchte. Zur gleichen Zeit nimmt die billige Romanbibliothek von S. Fischer, die nun schon bald 70 Bände umfaßt, ihren Fortgang. Zuletzt erschienen die Novelle „Dolores“ von Joh. V. Jensen, Stehrs Roman „Leonore Griebel“ und die tiefe, zarte Knabengeschichte „Mao“ von Friedrich Guch. Man muß auf diese Mark-Bücher immer wieder hinweisen. Beste Namen sind unter ihnen zu finden: Fontane, Bang, Kehlerling, Geijerstam, Hansun, Guch, Jonas Lie, Emil Strauß, Tolstoi usw.

### Geschichtliches.

Württemberg's Magna Charta. Der 8. Juli 1514 hat sich in die Jahrbücher des schwäbischen Landes mit unauflöschlichen Zügen eingetragen. An diesem Tage, also vor 400 Jahren, wurde der Grundstein für eine geordnete politische Verfassung gelegt, und als wichtigste Urkunde ward in ihn eingemauert: der Tübinger Vertrag.

Das kleine Herzogtum „Württemberg“ befand sich kurz vor dem Ausbruch der Reformation in seiner beneidenswerten Lage: Es litt unter einer erdrückenden Schuldenlast. In der ersten Hälfte des